

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 48 (1944-1945)
Heft: 24

Artikel: Die Heimkehr
Autor: Maupassant, Guy de
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-673023>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

führen. Und zwar wollte sie damit nicht nur ihre Mußestunden ausfüllen, sondern war vom Wunsche erfüllt, dem Ton und dem Marmor Leben einzulösen. Sie wollte, wie es Michelangelo getan hatte, anatomische Studien treiben. Da aber das Erscheinen einer Frau im Seziersaal zur damaligen Zeit als unziemliche Überspanntheit aufgefallen wäre, mußte sie als Mann verkleidet, die frühen Morgenstunden zu diesen Studien benützen. Einem Medizinprofessor der Pariser Akademie und dessen Frau hatte sie es zu verdanken, daß sie ihre anatomischen Studien während zwei Wintersemestern durchführen konnte. Mit einem an religiöse Ehrfurcht grenzenden Ernst und künstlerischer Begeisterung bildhauerte Marcello weiter. Ihre unter dem Decknamen „Marcello“ ausgestellten Statuen und Büsten erregten im Pariser „Salon der Kunst“ allgemeines Aufsehen. Zu den bewundernden Besuchern zählte auch die Kaiserin Eugenie. Es mochte der Künstlerin eine besondere Genugtuung gewesen sein, daß man ihre Kunst

auch unter diesem bescheidenen Namen zu würdigen und anzuerkennen wußte. Als die Kaiserin erst später ihren wirklichen Namen erfuhr, wurde Marcello ein oft gesehener Gast. Wenn auch die Liebe zu ihrer Kunst groß war, so ließ sie sich anderseits doch nie hinreißen, Standesrücksichten zu vernachlässigen. „Künstlerin sein, ja — aber darum nicht aufhören Frau zu sein!“ pflegte sie zu sagen, als sie später in ihr stilles Givisiez zurückkehrte, um dort ein Atelier einzurichten. Leider waren ihr nur wenige Jahre des Schaffens beschieden. Ein hartnäckiges Lungenleiden raffte sie dahin, als sie Heilung suchend in Neapel weilte. Eine Frau der großen Welt und eine große Künstlerin, deren hervorragendste Eigenschaften seltene Herzensgüte und Anmut gewesen sind, mußte in der Blüte ihres Lebens sterben. Ihrem Wunsche gemäß erhielt die Stadt Freiburg den größten Teil ihrer Werke nebst einer beträchtlichen Summe zum Ausbau eines Marcello-Museums.

GUY DE MAUPASSANT

DIE HEIMKEHR

Das Meer peitscht die Küste mit seinen kurzen, eintönigen Wogen. Kleine weiße Wolken huschen über den weiten blauen Himmel, wie Vögel trägt sie der rasche Wind dahin; und das Dorf in dem nach dem Ozean herabfallenden Talkessel ist in Sonnenglut getränkt. Ganz am Eingang, an der Landstraße, steht einsam das Haus des Martin Levesque. Es ist eine kleine Fischerwohnung mit Tonwänden und einem mit blauen Schwertlilien geschmückten Strohdach. Vor der Tür sieht man einen Garten, so groß wie ein Taschentuch, in dem Zwiebeln, ein wenig Kohl, Petersilie und Kerbel wachsen. Eine Hecke schließt den Garten vom Wege ab.

Der Mann ist auf den Fischzug, die Frau sitzt vor der Tür und bessert die Maschen eines großen braunen Netzes aus, das wie ein ungeheures Spinnwebgewebe über die Wand gespannt ist. Ein Mädchen von vierzehn Jahren sitzt am Eingang des Gartens vornüber gebeugt auf einem Rohr-

stuhl und flicht Wäsche, ärmliche, schon oft ausgebesserte Wäsche. Ein anderes Mädchen, etwa ein Jahr jünger, wiegt in ihren Armen ein ganz kleines Kind, während zwei Kinder von zwei und drei Jahren an der Erde sitzen, mit ihren ungeschickten Händen im Sande tapfen und sich den Staub in die Gesichter werfen.

Niemand spricht. Nur der Säugling, den man einzuschlāfern versucht, weint ununterbrochen mit dünner, aber scharfer Stimme. Im Fenster schläft eine Katze, und am Fuße der Mauer bildet aufgeblühter Goldlack ein schönes Beet, um welches Scharen von Fliegen schwirren.

Das Mädchen, das am Eingang näht, ruft plötzlich:

„Mama!“

Die Mutter antwortet: „Was hast du denn?“

„Da ist er wieder!“

Sie sind unruhig seit heute morgen, weil ein Mann das Haus umschleicht; ein alter Mann,

der recht ärmlich aussieht. Sie haben ihn bemerkt, als sie den Vater nach dem Boot brachten. Er saß auf dem Graben ihrer Tür gegenüber. Als sie dann vom Strande zurückkamen, fanden sie ihn wieder, wie er das Haus anstarrte.

Er schien krank und sehr elend zu sein. Eine Stunde lang hatte er sich nicht gerührt; als er dann aber sah, daß man ihn wie einen Übeltäter betrachtete, war er aufgestanden und mit schleppendem Schritte fortgegangen.

Aber bald hatten sie ihn mit seinem langsamen und matten Gange zurückkommen sehen; dann hatte er sich wieder gesetzt, aber diesmal ein wenig weiter, gerade als wenn er sie belauern wollte.

Die Mutter und die Mädchen hatten Angst. Besonders die Mutter fürchtete sich, weil sie von Natur schreckhaft war und ihr Mann erst bei sinkender Nacht vom Meere heimkehren sollte.

Ihr Mann hieß Levesque; sie nannte man Martin, und die Kinder hatte man Martin-Levesque getauft. Sie hatte nämlich in erster Ehe einen Matrosen, namens Martin, geheiratet, der jeden Sommer nach Neufundland auf den Kabeljaufang fuhr.

Nach zweijähriger Ehe verschwand das Schiff, das ihren Mann trug, ein Dreimaster aus Dieppe. Man hörte nie wieder etwas von ihm; von den Matrosen, die sich darauf befunden hatten, kam keiner wieder, und man nahm allgemein an, das Schiff sei mit Mann und Maus untergegangen. Die Martin wartete zehn Jahre auf ihren Mann und ernährte mit Mühe und Not ihre beiden Kinder; da sie aber eine brave, tüchtige Frau war, so bewarb sich ein Fischer aus der Gegend, mit Namen Levesque, ein Wittwer mit einem Knaben, um sie. Sie heiratete ihn und schenkte ihm zwei Kinder.

Sie lebten kümmerlich und mußten hart arbeiten. Das Brot war teuer und Fleisch kannten sie kaum. Manchmal machte man im Winter, in den Monaten der Windstille, beim Bäcker Schulden. Trotzdem gediehen die Kleinen, und man sagte allgemein: „Die Martin-Levesque sind brave Leute. Die Martin ist eine tüchtige Hausfrau, und Levesque hat als Fischer nicht seinesgleichen.“

Die Tochter, die im Garten saß, fuhr fort: „Man möchte glauben, er kennt uns. Vielleicht ist es ein Armer aus Epreville oder Anzebox.“

Aber die Mutter täuschte sich nicht. Nein, nein, der Mann war sicher nicht aus der Gegend.

Da er sich gar nicht vom Fleck rührte und die Augen hartnäckig auf die Wohnung der Martin-Levesque heftete, so wurde die Martin wütend; sie ergriff eine Hacke, trat auf den Fremden zu und fragte den Vagabunden:

„Was macht Ihr da?“

Er antwortete mit heiserer Stimme:

„Ich schöpfe frische Luft! Tue ich Euch damit ein Unrecht an...?“

Sie fuhr fort: „Warum spioniert Ihr denn da vor meinem Haus?“

Der Mann erwiderte: „Ich tue niemandem Böses. Ist es nicht erlaubt hier zu sitzen?“

Sie wußte nicht, was sie darauf erwidern sollte, und kehrte ins Haus zurück.

Langsam verstrich der Tag. Gegen Mittag verschwand der Mann. Aber um fünf Uhr ging er wieder vorüber. Während des Abends sah man ihn nicht mehr.

Levesque kam in der Nacht nach Hause. Man erzählte ihm die Sache, und er meinte: „Das ist irgend ein Strolch oder sonst ein Taugenichts.“

Ruhig legte er sich schlafen, während seine Frau noch immer an den Landstreicher dachte, der sie mit so merkwürdigen Augen angesehen hatte.

Am nächsten Tage wehte ein starker Wind, und der Matrose, welcher einsah, daß er nicht aufs Meer fahren konnte, half seiner Frau beim Ausbessern der Netze. Gegen neun Uhr kam die älteste Tochter, die fortgegangen war, um Brot zu holen, mit entsetzter Miene ins Zimmer gelaufen und rief:

„Mama, da ist er wieder!“

Die Mutter durchfuhr ein Schauder, und sie sagte mit totenblassem Gesicht zu ihrem Mann:

„Geh, sprich mit ihm, Levesque; er soll uns nicht fortwährend belauern, das macht mich verrückt.“

Levesque, ein großer Matrose mit gebräuntem Gesicht, langem rotem Bart, blauen Augen und starkem Hals ging ruhig hinaus und näherte sich dem Landstreicher.

Und nun fingen sie miteinander zu sprechen an.

Angstlich und zitternd beobachteten sie die Mutter und die Kinder von weitem. Plötzlich erhob sich der Unbekannte und kam mit Levesque auf das Haus zu.

Erschreckt wich die Martin zurück. Ihr Mann sagte zu ihr:

„Gieb ihm ein Stück Brot und ein Glas Apfelwein. Er hat seit vorgestern nichts gegessen.“

Nun traten sie beide in die Stube, während die Frau und die Kinder ihnen folgten. Der Landstreicher setzte sich und fing an zu essen, wobei er vor all den Blicken den Kopf senkte.

Die Mutter blieb stehen und betrachtete ihn; die beiden großen Mädchen lehnten an der Tür. Die eine trug das kleine Kind, und beide hefteten gierig ihre Blicke auf den Fremden; indes die beiden Kleinen, die in der Ofenasche saßen, ihr Spiel mit den Kohlen unterbrochen hatten und den Unbekannten ebenfalls beobachteten.

Levesque hatte einen Stuhl genommen und fragte:

„Ihr kommt also weit her?“

„Ich komme von Cette.“

„Zu Fuß?“

„Ja, zu Fuß. Wenn man keine Mittel hat, muß man schon.“

„Wo geht Ihr denn hin?“

„Ich wollte hierher!“

„Ihr kennt hier jemanden?“

„Das kann schon sein.“

Sie schwiegen. Er aß langsam, obwohl er ausgehungert war, und trank nach jedem Bissen Brot einen Schluck Apfelwein. Er hatte ein scharfes, saltiges Gesicht und schien viel durchgemacht zu haben. Plötzlich fragte ihn Levesque:

„Wie heißt Ihr denn?“

Er antwortete, ohne den Kopf zu erheben: „Ich heiße Martin!“

Ein seltsamer Schauer schüttelte die Mutter. Sie tat einen Schritt, als wolle sie sich den Vagabunden deutlicher ansehen; dann blieb sie mit herabhängenden Armen und offenem Munde ihm gegenüber stehen. Niemand sprach ein Wort, bis Levesque endlich weiter fragte:

„Seid Ihr von hier?“

Der andere erwiderte: „Ja, bin von hier!“

Als er dann endlich den Kopf erhob, begegneten sich die Augen der Frau und die seinen, und blieben starr aneinander haften.

Dann sprach sie plötzlich mit veränderter Stimme, leise und zitternd:

„Bist du's, mein Mann?“

Er sprach langsam: „Ja, ich bin's!“

Er rührte sich nicht und aß weiter sein Brot. Überrascht, aber keineswegs erregt, stammelte Levesque:

„Du bist's, Martin?“

Der andere sagte in einfachem Tone: „Ja, ich bin's!“

Und nun fragte der zweite Mann: „Und wo kommst du her?“ Der erste erzählte:

„Von der afrikanischen Küste. Auf 'ner Sandbank haben wir Schiffbruch erlitten. Nur wir drei haben uns gerettet, Picard, Vatinel und ich. Dann sind wir von den Wilden gefangen genommen worden, und die haben uns zwölf Jahre dabehalten. Picard und Vatinel sind tot. Ein englischer Schoner hat mich aufgenommen und nach Cette gebracht. Und da bin ich!“

Die Martin hatte zu weinen angefangen und bedeckte sich das Gesicht mit der Schürze.

Levesque fragte: „Was wollen wir denn nun anfangen?“

Der andere fuhr fort: „Bist du ihr Mann?“

„Ja, das bin ich!“ versetzte Levesque.

Sie sahen sich an und schwiegen. Nun betrachtete Martin die Kinder, die im Kreise standen, und deutete mit dem Kopf auf die beiden Mädchen:

„Sind das meine?“

„Ja, das sind deine!“ entgegnete Levesque.

Er erhob sich nicht, umarmte sie nicht, sondern meinte nur:

„Guter Gott, sind die groß!“

Levesque wiederholte:

„Was wollen wir denn nun machen?“

Martin wußte nichts und erklärte schließlich:

„Ich will nach deinem Wunsche handeln. Unrecht will ich dir nicht tun. Aber unangenehm ist es doch immerhin. Ich habe zwei Kinder, du hast drei. Ich will tun, was du willst; aber das Haus, das gehört mir, das hat mir mein Vater hinterlassen. Ich bin darin geboren, und die Papiere liegen beim Notar.“

Die Martin weinte noch immer und schluchzte leise in ihre blaue Schürze hinein. Die beiden großen Mädchen waren näher getreten und betrachteten ruhig ihren Vater.

Er hatte mit Essen aufgehört und sagte nun:

„Was wollen wir tun?“

Levesque hatte eine Idee:

„Wir müssen zum Pfarrer gehen, der soll entscheiden.“

Martin erhob sich, und als er auf seine Frau zutrat, warf sie sich schluchzend an seine Brust und rief:

„Mein Mann! da bist du! Martin! mein armer Martin, du bist da!“ Sie hielt ihn in den Armen, und er küßte sie bewegt auf die Stirne. Die beiden Kinder, die auf dem Herde saßen, fingen an, zusammen zu heulen, als sie ihre Mutter weinen hörten, und der Jüngstgeborene, den das zweite Mädchen auf dem Arme hielt, begann mit seiner scharfen Stimme zu schreien.

Levesque stand an der Tür und wartete.

„Na, vorwärts“, sagte er, „wir müssen die Sache in Ordnung bringen.“

Martin ließ seine Frau los, und als er seine beiden Töchter betrachtete, sagte sie zu ihnen:

„Küßt doch wenigstens euren Vater.“ Trock-

nen Auges, erstaunt und etwas schüchtern, traten sie zu gleicher Zeit an ihn heran. Er umarmte eine nach der andern, mit einem lauten, schmakenden Kuß auf beide Wangen. Als das kleine Kind den Fremden näher treten sah, stieß es ein so lautes Geschrei aus, daß es beinahe in Krämpfe verfiel.

Dann gingen die beiden Männer zusammen fort.

Als sie an der Schenke vorüberkamen, fragte Levesque:

„Wie wär's, wenn wir einen Tropfen zu uns nähmen?“

„Mir ist's recht!“ erklärte Martin.

Sie traten ein, setzten sich in das noch leere Zimmer, und Levesque rief:

„He, Chico! zwei sechsfache, vom Guten! das ist Martin hier, der zurückgekommen ist; du weißt doch, Martin, der erste Mann meiner Frau! Martin von den „zwei Schwestern“, der verschollen gewesen ist.“

Drei Gläser in der einen Hand, die Flasche in der andern, trat der dicke aufgeschwemmte Schenkwirt näher und fragte mit ruhiger Miene:

„Sieh! du bist also wieder da, Martin?“

„Ja, bin wieder da!“ versetzte Martin.

Bruder

Herbst

Gehst du wieder, Fackeln in den Händen,
Hängen zu, die du mit Feuer färbst,
sanfter dann zu blumigen Geländen,
ehe deine Sonnentage enden,
Bruder Herbst?

Ach, schon raubt der Frost von deinem Feste,
was der Wind des Nordens übrig ließ:
Blätter taumeln trunken vom Geäste
und bedecken welke Rasenreste
wie ein goldnes Vlies.

Bald, und auch die hundertjäh'gen Linden
geben ihr Gelock den Stürmen preis.
Und die Teiche, offen allen Winden,
fühlen ihren Augenstern erblinden
jäh im Eis.

Hilde Bergmann